

Literatur und Erlösung : ein Streifzug durch Hermann Burgers literarisches Werk

Autor(en): **Sommer, Andreas Urs**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **78 (1998)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-165959>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Andreas Urs Sommer,
geboren 1972, Studium
der Philosophie, Kir-
chen- und Dogmenge-
schichte und deutscher
Literaturwissenschaft in
Basel, Göttingen und
Freiburg i. Br. Lic. phil.
1995. Promotion. Zur-
zeit angestellt am Phi-
losophischen Seminar
der Universität Basel.
Mitherausgeber der
Briefe Franz Overbecks.
3. Eligius-Preis der
Deutschen Numismati-
schen Gesellschaft
1992. De-Wette-Preis
der Theologischen
Fakultät Basel 1994.
Buchveröffentlichung:
Der Geist der Historie
und das Ende des Chri-
stentums. Zur «Waffen-
genossenschaft» von
Friedrich Nietzsche und
Franz Overbeck. Berlin:
Akademie Verlag 1997.

LITERATUR UND ERLÖSUNG

Ein Streifzug durch Hermann Burgers literarisches Werk

*Böse Zungen sagen, moderne Literatur sei dazu da,
die Welt ganz von Literatur zu erlösen. Der Vorwurf,
Ausgeburten einer solchermassen desaströsen Literatur
zu sein, ist auch Hermann Burgers (1942–1989)
Werken nicht erspart geblieben.*

«Le soleil ni la mort ne se peuvent regarder fixement.»
La Rochefoucauld

Trotz seines Hanges zur medialen Selbstdarstellung, zumal in den letzten Jahren seines Lebens, ist Hermann Burger kein vielgelesener Schweizer Autor geworden. Seine Selbstinterpretationen, denen man als Aussenstehender nur allzugerne kritiklos folgt, laufen häufig darauf hinaus, entweder das eigene künstlerische Schaffen als Ersatz für ein gelebtes Leben hinzustellen – ein Leben, das Burger unter dem Vorzeichen der (psychischen) Krankheit als nicht wirklich lebbar empfand, – oder gar die Krankheit zur Möglichkeitsbedingung des Schaffens aufzublähen. Auf Schritt und Tritt begegnen die Leser in Burgers literarischem Horizont dem alten Gegensatz von lebensverhindernder Reflexion und reflexionsfremder Vitalität. Dabei ist die Reflexion, bei allen spielerischen Ausflüchten, dem Tod verfallen: Die Einsamkeit «hing» dem lyrischen Ich im programmatischen frühen Gedicht «Balance»¹ «als Strick um den Hals». Doch dieses Ich lernt, «auf dem Seil zu gehen», «mit immer weniger Gepäck», hat «allen Ballast abgeworfen, auch die Liebe»: «Oben hält dich nur Balance, virtuose Balance, dies Schuppenkleid von Worten». Um dieses Gleichgewicht ringen Burgers Figuren. Obwohl sie bei ihrem Versuch, das Leben mit ihrer Krankheit zum Tode in Übereinstimmung zu bringen, fast ausnahmslos scheitern, mag ihrem Erfinder das «Schreiben als Form von Gesprächstherapie, Selbstgesprächstherapie»² genützt haben – vom Suizid hat es ihn nicht abgehalten. Soll man mit Burger folgern: «Hier zeichnet sich

eine für die Psychiatrie sensationelle Methode ab: der Selbstmord als Therapie»³?

Falls Literatur nicht bloss dazu da ist, von Literatur zu erlösen, ihre künftige Lektüre (und Produktion) mithin zu verhindern, könnte sich die Suche nach den Erlösungsangeboten lohnen, welche die Literatur für ihre fiktiven Gestalten, Konsumenten und Produzenten bereithält. Erlösung ist ein hehres Wort, das man in säkularisierten Zeiten lieber mit «Befreiung», «Selbstverwirklichung», «geglücktem Leben» wiedergibt. Doch es verdeutlicht einen umfassenderen Anspruch. Literatur will bei Burger nicht nur den Seelennöten des schreibenden oder beschriebenen Individuums zu Wort verhelfen, sondern die Unerlöstheit, die Unerlösbarkeit der Welt artikulieren. In den (zu Grotesken verzerrten) Tragödien der einzelnen Figuren, denen Burger die Stimme gibt zu sagen, was sie leiden, spiegelt sich das Elend der Welt. In den letzten Büchern zeichnet sich freilich zunehmend der Verlust von Weltperspektive ab; dort wird das persönliche Schicksal ihres Autors zum Angelpunkt alles Sinnierens. «Warum schreibt Hermann Burger?», fragt sich Adolf Muschg, um die Frage sogleich zu verallgemeinern: «Warum schreibt einer? Weil ihm nichts anderes übrig blieb [...]. Weil er aus dem, was er nie bekam, das Beste machen musste.»⁴

Burgers erster Roman «Schilten» kommt «in Form eines Rechenschaftsgesuchs»⁵ daher. Dahinter verbirgt sich ein erstes Paradox, denn der «Schulverweser» Armin Schildknecht alias Peter Stirner adressiert nicht

1 Hermann Burger, *Rauchsignale. Gedichte*, Artemis, Zürich und Stuttgart 1967.

2 Hermann Burger, *Die allmähliche Verfertigung der Idee beim Schreiben. Zur Entstehung der Erzählung Diabelli, Prestidigitateur*. In: ders. *Ein Mann aus Wörtern*, S. Fischer, Frankfurt a.M. 1983.

3 Hermann Burger, *Tractatus logico-suicidalis. Über die Selbsttötung*, S. Fischer, Frankfurt a.M. 1988.

4 Adolf Muschg, *Warum schreibt Hermann Burger?*, Nachwort zu Hermann Burger, *Der Puck. Erzählungen*, Reclam, Stuttgart 1989.

5 Hermann Burger, *Schilten. Schulbericht zuhanden der Inspektorenkonferenz [1976]*, S. Fischer, Frankfurt a.M. 1979.

eigentlich einen *Rechenschaftsbericht* über sein Wirken in der Schule von Schilten an die fingierte, für seinen Fall einzusetzende Schulinspektorenkonferenz, sondern verlangt von ihr, repräsentiert im immer wieder angesprochenen «Herrn Inspektor» Rechenschaft über die absolute Verlassenheit, die «Verschollenheit», den Scheintod, denen er sich in der hintersten aargauischen Provinz ausgesetzt fühlt. Indem er seine eigenwilligen Lehrmethoden im Angesicht des Friedhofs unmittelbar neben dem Schulhaus, die Ersetzung des Realienunterrichts durch die Vermittlung makaberer «Surrealien und Irrealien» rechtfertigt, sucht er um Rechtfertigung durch die Inspektorenkonferenz nach. «Ich fühle mich ganz im Sinne des biblischen Wortes als tönend Erz und klingende Schelle, Herr Inspektor.» Denn Stirner entbehrt, so kann man im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes nachlesen, der Liebe. Eine Tatsache, die sich auch der Inspektor in seinem Nachwort eingestehen muss, wenn er die «bittere Lehre» zieht, «dass ein Mitmensch, wenn unsere humane Aufmerksamkeit auch nur eine Sekunde nachlässt, in dieser Sekunde zugrunde gehen kann». Von Seiten der nie einberufenen Inspektorenkonferenz ist weder Absolution noch Hilfe zu erwarten, und auch das Schreiben verspricht kaum, heilend zu wirken, wie Doktor Krähenbühl, Schildknechts Arzt, vermutet: «Mir scheint, dass Sie gerade an diesem Berichtlein, von dem Sie die Schmerzen periodisch fernhalten, immer wieder von neuem erkranken.» Das Kohlhaas-Syndrom, um jeden Preis recht behalten zu müssen, verunmöglicht es Schildknecht und erst recht seinen literarischen Nachfahren, den Blick von der «totalen Erkältung» des «Lebenswillens» wegzuwenden, etwa hin zu Mitmenschen, die nicht nur Handlanger des eigenen Unglücks sind. Wenn Leiden, wie Krähenbühl (mit Nietzsche) meint, «immer eine Form der Schmerzinterpretation» ist, dann ist das ganze Buch der Interpretationsversuch eines nicht direkt namhaft zu machenden Schmerzes. Schildknecht destilliert aus den «Generalsudelheften» seiner Schüler – denen er unablässig diktiert, um «jede Minute» seines Denkens zu protokollieren – die endgültige Fassung seines auf zwanzig Quartheften angelegten Berichtes. Dies werde, sollte man meinen, zu einer Ver vielfältigung der Perspektiven auf das «Verschellen» in der Krankheit führen. Doch dem darf nicht so sein, denn der Monolog schlägt

Der Text
inszeniert den
Verlust eines
«Eigentlichen»
und «wirklich
Gemeinten».

niemals in Dialog um, sei es mit den Schülern, mit der Empfängerin des Berichtes, der Inspektorenkonferenz, oder sei es gar mit den sozusagen unbefugten Lesern, die den Text zwischen zwei Buchdeckeln vor sich haben. Letztere sehen sich, als eigentlich gar nicht Angesprochene, durch die sichtbare Not dessen, der da Schulhefte zu exzerpieren vorgibt und sich Schildknecht nennt, in die Rolle der Inspektoren gedrängt und fallen dadurch als Therapeuten von vornherein aus. Sie können allenfalls danach trachten, für die angstgeborene Beredsamkeit Verständnis aufzubringen – ein Verständnis, das allerdings hinter der Maske des Literarischen kein Gesicht, kein «Eigentliches» finden wird. Der Text inszeniert den Verlust eines solchen «Eigentlichen» und «wirklich Gemeinten». Das Besondere wird vom Verallgemeinerungsmechanismus der Sprache notwendig verfehlt: Je eingehender Stirner alias Schildknecht sich pädagogisch und schriftstellerisch mit dem Tod auseinandersetzt, desto mehr verstrickt er sich in ihm. Nur mit der Vernichtung seines Alter Ego Schildknecht hofft sich Stirner aus der Affäre ziehen zu können – jedenfalls emanzipiert sich ihr Schöpfer Burger so von seiner Kunstfigur. Aus dem Text spricht eine Sprachskepsis, für die es kein Bestimmtes, kein anderes als durch Sprache Bestimmbares hinter der Sprache gibt – die Bestimmung durch die Sprache trifft jedoch selbst wiederum die «Sache» nicht. Erst recht nicht den inneren Tod, den Burgers Protagonisten erleiden oder zu erleiden drohen. «Gegeben ist der Tod, bitte finden Sie die Lebensursache heraus.»

Schuss auf die Pfaffia

Im Nachspiel zu «Schilten», dem «Schuss auf die Kanzel»⁶, bläst Burger zum Angriff auf jene Institution, deren Selbstverständnis es zu sein scheint, allen Erlösungsansprüchen gerecht zu werden: die Kirche nämlich. Schon in «Schilten» hatte sich das protestantische (Frei-)Kirchenwesen mit seinen sektiererischen Auswüchsen im Schilttal eine hämische Karikatur gefallen lassen müssen. Im «Schuss auf die Kanzel» werden Burgers schlechte Erfahrungen in Kirchberg, wo er zeitweilig das Pfarrhaus bewohnte, zum Angelpunkt einer sehr persönlichen Abrechnung mit der Kirche, die sich schon in der «Künstlichen Mutter» angekündigt hatte⁷. Erzähler ist hier, wie

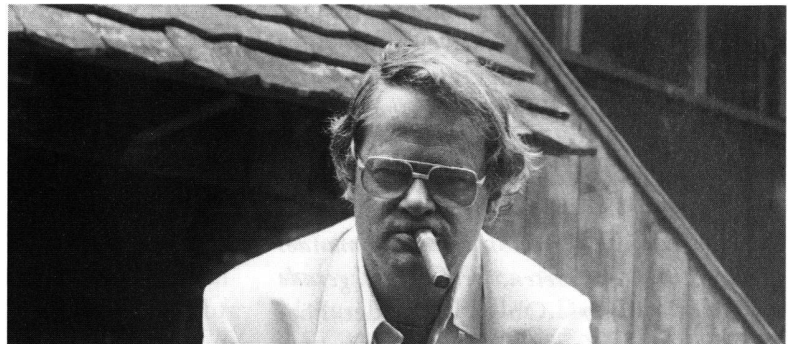
⁶ Hermann Burger, *Der Schuss auf die Kanzel. Eine Erzählung* [1988], Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1991. Vgl. Gerda Zeltner, *Schreibend absolut recht haben. Zu Hermann Burger: Der Schuss auf die Kanzel*. In: *Schweizer Monatshefte*, Jg. 68, 4, S. 352 ff. (1988).

sonst bei *Burger* selten, ein «Handelnder» namens Ambros Umberer, der in seinem Brief an den «Herrn Generalweltkirchenratspräsidenten» den Mord am «Pfaffen» Nathanael Schmuhel während der Leichenfeier für Peter Stirner gesteht und legitimiert. Das heisst, er *war* ein *homo agens*, der jetzt seine Zeit im Gefängnis damit zubringt, zu schildern, wie sein Förderer und Freund Stirner, während er den Roman «Schilten» verfasste, von der Kirchgemeinde in Starrkirch drangsaliert wurde. Umberer hatte zunächst als Vorbild für die Person von Wigger in «Schilten», als «Hilfstotengräber» und «Friedhofclochard», eine ganz und gar unreflektierte Existenz geführt. Den pädagogischen Anstrengungen Stirners verdankt er seine Sprachmächtigkeit. Deswegen ist er das Sprachrohr Stirners, der sich das Leben genommen hatte, weil ihn «die Pfaffia aus dem alten Pfarrhaus hinausekelte». Umberer, «stotternd und polternd», tritt als Rache- und Giftengel auf, der mittlerweile das Reflexionsniveau seines Mäzens erreicht zu haben scheint. Freilich wirkt er als Figur nicht besonders überzeugend, denn die Beförderung aus einem quasi vegetativen Dasein in ein intellektuelles wird nun plötzlich positiv konnotiert. *Burgers* Prämissen verbieten eigentlich die Annahme, dass die Aufklärung, die Stirner Umberer verschafft, tatsächlich einen Schritt aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit oder gar zu einer geglückteren Existenz darstellt: «Lebenskunst wäre die Fähigkeit, in keinem Moment sein Beobachter zu sein.» Die Erziehung, die Stirner seinem Adlatus angedeihen lässt, unterscheidet sich von den Lehrmethoden Schildknechts kaum: Er diktiert, diesmal «ins antiklerikale Gefechtsjournal», und Umberer benutzt diese Aufzeichnungen im Brief an den Generalweltkirchenratspräsidenten. Er bedient sich der von *Burger* mehrfach beschriebenen und angewandten Technik der «schleifenden Schnitte» von Realität und Fiktion, die so viel zu Verunsicherung der Leser beiträgt. Dazu flicht er – wie es sich für eine Predigt gehört – echte und falsche Bibelzitate (nach *Jean Paul*, *Tillman Moser*, *Fritz Zorn* und anderen) in seine Ausführungen ein und tut genau das, wogegen er sich selbst gegenüber den Sachwaltern der «evangelischen Landesekte» verwarht: «Das dergestalt missbrauchte Bibelwort

enthebt den Sprechenden der Pflicht, eine eigene Meinung zu bilden und zu formulieren.» Zur Exkulpierung seines Mandaten und seiner selbst wendet Umberer jene Technik der Selbst- und Fremdentmündigung an, die kraft der von ihr bemühten Autoritäten keinen Widerspruch zulässt und das Plädoyer des Advokaten in ein letztgültiges Urteil umwandelt – ein Urteil über eine Institution, deren oberster Repräsentant, der Generalweltkirchenratspräsident, formal als Rechtfertigungsinstanz angesprochen, selber zum Angeklagten (und Verurteilten) wird. Dieses Urteil gilt letztlich dem christlichen Gott, dem Umberer den «Prozess der umgekehrten Theodizee» macht, um ihn an den Pranger zu stellen – und hernach zu exekutieren.

Hermann Burger
(1942–1989).

Photo: Yvonne Böhler



Umberers unhinterfragbare Autorität ist Stirner mit seiner «fixen Idee», den Roman «Schilten» im Pfarrhaus fertigstellen zu müssen: Stirner sagt vom Suizidanten, damit von sich selbst, «er wolle nur recht behalten, und das Recht liege in der Tragik, dass der Selbstmörder erst als Leiche ernstgenommen werde». Ja, Stirner erlangt messianische Sendung, wenn er es *Jesus* im Abendmahl gleichtut: «Stirner brach mir das Brot und sagte, dass der Mensch leben kann vom Brot allein, denn auch die Schrift, die Poesie ist wie Brot». Macht Schildknecht im «Schilten» bei den Versuchen, den Selbst- und Weltverlust zu begreifen (und erst recht Wolfram Schöllkopf in der «Künstlichen Mutter»), Anleihen bei der Passion Jesu, so wird die Leidensgeschichte hier bis zum bitteren Ende weitergedacht, ohne dass aber eine Kunstreligion unbedingt zur Alternative tradierter Sinnangebote würde. So gesehen, wird Umberer als Medium Stirners im «Schuss auf die Kanzel» zu einem Paulus, der als tumbes Friedhofsfaktotum sein Damaskus, seine Erleuchtung Stirner zu verdanken hat und fortan all sein Tun in dessen

7 Hermann Burger, *Die künstliche Mutter. Roman* [1982], S. Fischer, Frankfurt a. M. 1989.

Dienst stellt (nicht aber seine eigenen Wege geht). Er ist es, der die Botschaft Stirners (allerdings keine «frohe»), den Roman «Schilten» aus den vielen Fassungen zusammenkompiliert («*Schilten*, dies für die Philologen, ist in seiner heutigen Fassung nicht autorisiert») und in seiner Epistel an den Generalweltkirchenratspräsidenten (statt an die Römer oder die Korinther) sagt, worin denn Stirners Botschaft *in nuce* bestanden habe. Somit wäre dieser Brief kein «Rechenschaftsgesuch» mehr, sondern die autoritative Darstellung dessen, was geglaubt und was abgetan werden muss. «*Stirner war in seinem letzten Lebensjahr zutiefst davon überzeugt, dass man, um den religiösen Kern im Menschen zu retten, die Kirche bekämpfen müsse*». Umberger lebt dieser Überzeugung weniger mit Argumenten als Invektiven (und einer Mordtat) nach – verfügt er doch «*dank Stirners Schulung über ein streitbares, passquilläres Abrechnungsschriftdeutsch*». Dem Rechtfertigungszwang entkommt er, als Schriftsteller, allerdings auch nicht: «*er will sich ständig rehabilitieren, jemandes Sache führen, vertreten, verfechten, gerade als Angefochtener*». Ob er dabei der Fürsprecher einer Kunstreligion ist, die, wie Stirner einmal vorschlägt, sich statt der Bibel- der Hölderlinexegese *coram publico* widmen solle, steht dahin. Kunst ist doch, wenn wir *Burger* Glauben schenken dürfen, bloss der schlechte Ersatz für ein nicht gelebtes Leben – ein Versuch, Krankheit in fingiertes Leben umzumünzen.

Oppositionelle Cigarre

Einen sehr viel gelasseneren Ton schlägt der Ich-Erzähler Hermann Arbogast Brenner in *Burgers* letztem, Fragment gebliebenen Roman «Brenner» an. Hier kommt neben den aus *Burgers* früheren Werken schon hinlänglich bekannten Motiven des «Circensischen» und des «Cimetierischen» das «Cigarristische» voll zum Tragen⁸. Hass gegen das eigene Herkommen, namentlich gegen die eigene Familie bricht nur noch stellenweise durch – dieser Hass hatte sich in der «Künstlichen Mutter» und in der Novelle «Diabelli» Luft verschafft, während Stirner alias Schildknecht keine «vorschulische» Vergänglichkeit zu verar-

.....

Literatur will
bei Burger nicht
nur den
Seelennöten
des schreibenden
oder
beschriebenen
Individuums zum
Wort verhelfen,
sondern die
Unerlöstheit, die
Unerlösbarkeit
der Welt
artikulieren.

.....

beiten und zu verdammen hatte. Brenner ist geradezu verzweifelt bemüht, die abgeklärte Gelassenheit Dubslav von Stechlins auszustrahlen – ein privatisierender «*Cigarrier*» zieht die Summe seines Lebens in seinem ersten und letzten literarischen Werk. Die «*Cigarre*» als Leitmetapher dient ihm denn nicht nur zur Gliederung des Werkes (der erste Band «*Brunslieben*» umfasst 25 Kapitel, die Bestückung einer Cigarrensachtel, wovon jedes den Namen einer Cigarre im Titel führt und während des Genusses einer solchen gelesen werden soll), sondern ihr Verzehr vergegenwärtigt das Vergangene, soll heissen die Kindheit. Die Cigarre hat also denselben Effekt wie die berühmte Madeleine in *Prousts* «*Recherche*», zu der, wie auch zu *Fontanes* «*Stechlin*» die intertextuellen Bezüge ausserordentlich zahlreich sind. «*Cigarristisch*» gesprochen ist für Brenner diese wiederzufindende Kindheit die Einlage der «*Cigarre*», die Gegenwart hingegen das Deckblatt und die sachbuchartig referierte Geschichte der Tabakproduktion und der Tabakproduzentenfamilie Brenner das Umblatt. Freilich hilft die rituelle Zelebration des Rauchens Brenner nicht über die Kindheitstraumata und die Depressionen der gegenwärtigen Existenz hinweg.

Indessen hat *Burger* in seiner Frankfurter Poetik-Vorlesung dem Schreiben eine kompensatorische Macht eingeräumt: «*Mit der Frage* «Was wäre zum Beispiel, wenn...», die am Anfang jeder schriftstellerischen Erkundung steht, gebe ich zu erkennen, dass ich mit der Wirklichkeit, so wie ich sie antreffe, nicht zufrieden bin. Fiktion ist immer Opposition zum Bestehenden.»⁹ Und in einer fast mystischen Steigerung heisst es weiter: «*Schreibend-Sein heisst offen sein für das Mögliche, das ganz andere, das in mein Leben treten kann.*» Dieses «*ganz andere*» wird dem Leser auch zuteil, wenn er *Burger* liest, und darin liegt seine «Erlösung»: von den Bürden seiner eigenen Existenz durch die Imagination anderer, selber keineswegs heiler Welten eine Weile entlastet zu werden. Der Prozess der Pathodizee, der Rechtfertigung des Leidens wird nicht gewonnen, sondern nur vertagt. Mehr kann Literatur wohl kaum bieten (wollen). Und dies ist schon eine ganze Menge. ♦

8 Hermann Burger, *Brenner*. Erster Band: *Brunslieben*. Zweiter Band (Kapitel 1–7): *Menzenmang*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1989 bzw. 1992.

9 Hermann Burger, *Die allmähliche Verfertigung der Idee beim Schreiben*. Frankfurter Poetik-Vorlesung, S. Fischer, Frankfurt a. M. 1986.